Der Weg oder Warum läuft Herr K. Amok?

Rostock mit „Der Prozeß“ von Weiss nach Kafka

Wenn man bedenkt, daß sich Peter Weiss in seinen frühen Schaffensjahren mit Kafka nahezu völlig identifizierte, dann steht die Bearbeitung des Roman-Fragments „Der Prozeß“ als beredtes Beispiel für die politische Entwicklung des schwedischen Dramatikers. Hat er doch den Amoklauf des von Fieberphantasien gejagten Prokuristen Josef K., ohne wesentliche Eingriffe vorzunehmen, in ein konkretes historisches und soziales Umfeld gestellt. Die Handlung datiert in der Jahresspanne zwischen Juli 1913 und 1914: Der erste Weltkrieg steht vor der Tür. Und mit den Erniedrigten und Beleidigten der grauen Vorstädte sind jene Kräfte ins Bild gerückt, die allein in der Lage wären, K. und seinesgleichen den Ausweg aus dem „Prozeß“ zu zeigen, weil sie für den großen welthistorischen Prozeß stehen, der bereits am Horizont wetterleuchtet. In ebendiesem Prozeß ist jenes Gesetz verborgen, das K. krampfhaft sucht und in seiner kleinbürgerlichen Borniertheit nicht finden kann. Hier erst wird zur materiellen Gewalt werden, was Kafka – im Gleichnis vom imaginären Moralgericht festgehalten – als „jüngstes Gericht“ ahnt.

Im Berliner Ensemble stellte das Volkstheater Rostock seine Stückfassung vor. Regisseur Hanns Anselm Perten betont die unerbittliche Konsequenz, mit der K., Schritt für Schritt versagend, im Morast seiner Kleinbürgerlichkeit versinkt. Bühnenbildner Falk von Wangelin baute aus Leitern und Holzstegen auf die Hinterbühne ein überdimensionales Gerüst, das, ständig bevölkert, für

Gefängniszellen und Elendsquartiere steht und im oft diffusen Dämmerlicht zugleich eine bedrohliche Maschinerie assoziiert (was Christian Collums Musik noch unterstützt). Möglich sind nicht nur fließende Szenenwechsel, synchrone Arrangements (die psychologische wie soziale Spannungen transparent machen); das diktiert vor allem den Spielrhythmus: Der Prozeß läuft ab wie ein Uhrwerk. Hier ist mit großer Genauigkeit die innere Befindlichkeit des Josef K. ins theatralische Bild umgesetzt.

Es gelingt allerdings, vor allem vor der Pause, nicht durchgängig, das monotone, zähe Gleichmaß im Spiel zwischen den Akteuren spannungsvoll zu kontern: Manches kam da auch monoton von der Bühne. Neben Josef K. sind die meisten Figuren stark episodisch, doch gewinnen nur wenige solches Profil wie etwa Klaus Martin Boestels Titorelli. Siegfried Kellermann gibt den Josef K. zunächst als Jedermann, der sich im Gewirr seiner Visionen verstrickt; erst allmählich entpuppt er sich als Prototyp des Kleinbürgers: voll hohlem Pathos, feiger Angst, disziplinierter Dummheit und Unerschütterlichkeit im Nicht-Wissen-Wollen. Kellermann baut den stufenweisen Abstieg mit sparsamen gestischen Mitteln groß auf.

Ein wichtiges Stück des politischen Theaters, das lehrt: Die Josef K., wo immer in der Welt sie noch auftreten mögen, sind nicht allein ideologisch zu besiegen, es muß ihnen der soziale Nährboden entzogen werden.

BZ 12.10.17 Dieter Krebs